

Robert Pfützner, Solidarität bilden. Sozialistische Pädagogik im langen 19. Jahrhundert

Grams, Florian

In: Sozial.Geschichte Online / Heft 24 / 2019

Dieser Text wird über DuEPublico, dem Dokumenten- und Publikationsserver der Universität Duisburg-Essen, zur Verfügung gestellt.

Die hier veröffentlichte Version der E-Publikation kann von einer eventuell ebenfalls veröffentlichten Verlagsversion abweichen.

Link: <https://duepublico.uni-duisburg-essen.de:443/servlets/DocumentServlet?id=47947>

Rechtliche Vermerke:

lizenziert nach [\[Creative Commons – CC BY-NC-ND 3.0\]](https://creativecommons.org/licenses/by-nc-nd/3.0/)

Robert Pfützner, *Solidarität bilden. Sozialistische Pädagogik im langen 19. Jahrhundert*

Transcript Verlag: Bielefeld 2017. 338 Seiten, € 44,99

Dem italienischen Kommunisten Antonio Gramsci ging es zeit seines politischen Lebens um die Suche nach Wegen zur Überwindung des Kapitalismus und der Ausbeutung des Menschen durch den Menschen. Dabei dachte er nicht zuletzt darüber nach, wie die Beherrschten die gesellschaftliche Hegemonie erringen können. Jedes Verhältnis von Hegemonie begriff Gramsci dabei als pädagogisches Verhältnis. In jeder gesellschaftlichen Auseinandersetzung sei schließlich die Frage zu beantworten, ob man wolle, dass es immer Regierte und Regierende gebe, oder ob man eine Praxis zu entwickeln suche, die geeignet ist, diese Trennung aus der Welt zu schaffen. Hierzu gelte es, „nüchterne, geduldige Menschen [zu] schaffen, die nicht verzweifeln angesichts der schlimmsten Schrecken und sich nicht an jeder Dummheit begeistern“ (Gramsci, Gefängnishefte Bd. 9, Hamburg 2012, S. 2232). Wie dies gelingen kann, hat aus naheliegenden Gründen Sozialistinnen und Sozialisten immer wieder umgetrieben. Sie rangen stets – von unterschiedlichen Ausgangspunkten und mit unterschiedlichen Fragestellungen – um eine pädagogische Praxis, die Kinder und Erwachsene in den Stand setzen sollte, ihre Interessen zu vertreten und sich – um es noch einmal mit den Worten Antonio Gramscis zu sagen – nicht für Dummheiten zu begeistern. An diese Bestrebungen anzuknüpfen, kann Rüstzeug liefern für aktuelle Auseinandersetzungen. Es ist daher wertvoll, wenn Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler auch verschüttete Beiträge zu historischen pädagogischen Debatten unter Sozialistinnen und Sozialisten zugänglich machen und sie auf ihre Relevanz für aktuelle Diskussionen überprüfen.

Robert Pfützner hat sich mit seiner Dissertation auf eben diesen Weg gemacht und ausgewählte Texte aus der sozialistischen Debatte des

langen 19. Jahrhunderts – zwischen der Französischen Revolution und der Oktoberrevolution – daraufhin untersucht, wie in ihnen Brüderlichkeit oder Solidarität zum Gegenstand sozialistischer Pädagogik werden. Sein Interesse ist dabei jedoch nicht in erster Linie ein historisches, sondern es geht ihm darum, einen Beitrag zu leisten, „die empathische Rede von solidarischer Bildung, auf ihre systematisch-pädagogische Begründbarkeit zu befragen“ (S. 13). Zu diesem Zweck präsentiert er in einem ersten Schritt pädagogische Schriften von Franz Heinrich Ziegenhagen (1753–1806), Étienne Cabet (1788–1856), Hippolyte Renaud (1803–1874), Clara Zetkin (1857–1933) und Robert Seidel (1850–1933). Diese Auswahl – so argumentiert Robert Pfützner – bildet die pädagogische Debatte unter Sozialistinnen und Sozialisten des 19. Jahrhunderts ab, „die, trotz aller Verwerfungen und Brüche, als einheitliche Diskussion vorgestellt werden“ (S. 27) könne. Die ausgewählten Texte stellt Pfützner jeweils kurz dar und skizziert die ihnen zugrundeliegende Gesellschaftsanalyse sowie die dort niedergelegten Vorstellungen von der Zukunft. Anschließend untersucht er, mit welchem Bedeutungsgehalt die Begriffe „Brüderlichkeit“ beziehungsweise „Solidarität“ in den Texten jeweils versehen werden, um dann auf dieser Grundlage die pädagogischen Vorstellungen der Autorinnen und Autoren zu referieren. Jede Auseinandersetzung mit einem Text endet schließlich mit einer Gesamtschau der vorgestellten Aspekte. Die so entstehenden Interpretationen operieren fast ausschließlich textimmanent. Sowohl die Diskussion der Schriften als auch die Überprüfung auf ihre Bedeutung für heutige Debatten leistet Pfützner erst im zweiten Teil der Arbeit, der folgerichtig mit „Interpretationen und Entwürfe“ überschrieben ist.

Pädagogische Konzepte sind nach Robert Pfützner als sozialistisch zu bezeichnen, wenn sie „die folgenden Kriterien erfüllen: Soziale Ungleichheit wird nicht als individuelles Verschulden interpretiert, sondern als gesellschaftliches Problem, das sich als Spaltung der Gesellschaft in Klassen und Schichten artikuliert. [...] Sozialistisches Denken zeichnet sich dadurch aus, dass es sowohl die soziale Fragmentierung der Gesellschaft als auch die jener zugrunde liegenden Herrschaftsformen beseitigen will“ (S. 24). Darüber hinaus haben die vom Autor vorgestellten

pädagogischen Konzepte aber nur wenige Gemeinsamkeiten. So orientieren etwa Ziegenhagen, Cabot und Renaud auf die Gründung von Siedlungen, in denen die neue Gesellschaft wachsen und erst allmählich zur bestimmenden Form des menschlichen Zusammenlebens werden solle, während Clara Zetkin die Notwendigkeit des revolutionären Bruchs mit der bestehenden Ordnung sieht. Auf Robert Seidel wiederum sind die genannten Kriterien sozialistischen Denkens kaum anwendbar, denn bei ihm gab es „keine Kritik an der bestehenden Gesellschaft, keine Vorstellung einer alternativen Gesellschaft und daher auch keine Überlegungen zum Übergang zwischen den Gesellschaftsformen“ (S. 193). Auch aufgrund dieser verschiedenen Herangehensweisen stehen die Darstellungen der Konzepte etwas unverbunden nebeneinander.

Die größte Schwäche des Buches liegt aber darin, dass Pfützner sehr wenig über die gesellschaftlichen Bedingungen, unter denen die vorgestellten pädagogischen Überlegungen entstanden sind, reflektiert. Daher diskutiert er einige Texte losgelöst von den historischen Debatten, in denen sie geschrieben worden sind. Dieser Umstand fällt insbesondere bei der Auseinandersetzung mit Clara Zetkin unangenehm auf, wenn der Autor etwa konstatiert, Zetkin habe sich als überzeugte Marxistin begriffen, zugleich aber feststellt, in ihrem Text werde nicht vollständig klar, ob aus dem Sieg der sozialistisch organisierten Arbeiterinnen und Arbeiter „eine an Gleichheit orientierte Gesellschaft hervorgehen soll“ (S. 232). An dieser Stelle wäre eine gründlichere Beschäftigung mit der Theorie und Praxis von Marx, Engels und der sozialistischen Bewegung sinnvoll gewesen. Sie hätte zudem davor bewahrt, Marx zu unterstellen, er hätte jedes Individuum als Ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse verstanden: Marx ging es doch vielmehr darum, die esoterische Vorstellung eines dem Individuum innewohnenden – gleichsam göttlichen – Wesens des Menschen zurückzuweisen und den Begriff des Wesens zugleich aufzuheben und materialistisch zu fassen. Von daher ist Pfützners Aussage nicht zutreffend, Zetkin sei bei der Formulierung ihres Menschenbildes „über das oft zitierte Diktum von Karl Marx aus der sechsten Feuerbachthese“ (S. 158) hinausgegangen.

Unter der Überschrift „Interpretationen und Entwürfe“ konfrontiert Robert Pfützner im zweiten Teil des Buches die sozialistischen Pädagoginnen und Pädagogen, deren Texte er vorher interpretiert hat, mit Positionen einer pädagogischen Ethik. Auf diese Weise schafft er es auf der einen Seite, die Grundzüge einer solidarischen Pädagogik zu skizzieren, die auf eine gemeinsame kollaborative Arbeitsweise abzielt, die auch Kritik im Hinblick auf Inhalte und Methoden des Lernens mit dem Ziel eines möglichst umfänglichen Lernens erlaubt. Solidarität in diesem Sinne hieße gegenseitige Unterstützung bei der Lernsteuerung [sic!], oder etwas empathischer und weniger technizistisch: bei der Welt- und Selbsterschließung“ (S. 301). Auf der anderen Seite gelingt es ihm kaum, diese Zielvorstellung aus der Tradition der diskutierten Quellen heraus zu entwickeln. Das kann aber auch daran liegen, dass er die Pädagogik Clara Zetkins mit ihrer Betonung des Klassenkampfes verwirft. In seinen Augen ist jede Form der Pädagogik abzulehnen, in der „ein fixes Lernziel vorgegeben wird, das in der kollektivistischen Einordnung in eine Gemeinschaft besteht“ (S. 269). Folgerichtig verweigert sich Pfützner konsequent einer Erziehung der Kinder zu „Kämpfer*innen für die bessere – sozialistische – Zukunft“ (S. 304). Wissend, dass Pädagoginnen und Pädagogen, die diese politische Praxis ablehnen, „aus ethisch nachvollziehbaren Gründen, ihren Anteil zur Stabilisierung der Verhältnisse, wie sie sind“, leisten (Ebd.). Nichtsdestoweniger lässt Pfützner die Frage offen, wie eine solidarische Pädagogik unter diesen Prämissen zu realisieren wäre. Trotz der genannten Schwächen des vorgelegten Buches ist es das Verdienst Pfützners, den sozialistischen Diskurs über Pädagogik wieder in den Blick gerückt zu haben. Lesenswert sind insbesondere seine Überlegungen zur ethischen Begründung einer solidarischen Pädagogik. In zukünftigen Studien wären die genannten Defizite zu korrigieren und die sozialistischen Debatten um Fragen der Erziehung historisch zu rekonstruieren, um sie für eine heutige Praxis reflektiert anwendbar zu machen.

Florian Grams